

Für unsere Kinder

Nr. 25 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Der junge Arbeiter. Von Alfons Pegold. (Gedicht.) — Sedan. Von Roland. — Im Luftballon zum Nordpol. Von Sven Gebin. — Mutter Krickente und ihre Reise über Land. Von Ernest Seton Thompson. (Schluß.) — Der musikalische Esel. Von R. Reinid. (Gedicht.)

Der junge Arbeiter.

Von Alfons Pegold.

In Dämmerfrühe Muß ich schon gehn Ins Haus der Mühle Und Eisen drehn.	Der Eisenspäne Schartiger Rand Schrift mir wie Zähne Blutig die Hand.
Wie hart und spröde Ist doch der Stahl, Ich schürf' und löte In langer Qual.	Und jede Stunde In dieser Hast Schlägt eine Wunde Der Jugendkraft.

○ ○ ○

Sedan.

Es war an einem Sommertag des Jahres 1870. Während die Menschen sonst durch die Straßen hasteten und kaum einen Blick für einander hatten, blieben sie heute überall in kleinen Gruppen stehen. Ihre Gesichter waren ernst und sorgenvoll. Gerüchte schwirrten von Mund zu Mund. Niemand wußte, was Wahres daran war. Seit Wochen schrieben ja allerdings die Zeitungen, daß man schweren Zeiten entgegen gehe. Sollte nun wirklich der Krieg mit Frankreich ausbrechen? Sollte morgen vielleicht schon das blutige Ringen beginnen? Ja, aber warum mußte denn der Krieg kommen?

Langsam und bedächtig schreitet der alte Martins die Straße entlang. Er ist ein schwächlicher Mann, auf den ersten Blick erkennt man, daß er Schneider ist. Unter dem Arm trägt er ein sorgfältig zusammengelegtes schwarzes Tuch, in dem er eben einem Kunden den bestellten Anzug gebracht hat. Nun ist er auf dem Wege nach Hause. Auch er hat vernommen, wovon man sich überall erzählt. Das hat ihn nachdenklich gemacht und lange Sorge in ihm geweckt.

Endlich biegt er in eine Nebenstraße ein; vor einem Hause hält er; dort im dritten Stocke wohnt er mit seiner Frau und seinem Sohne schon lange Jahre.

Das erste, was er spricht, als er seine Wohnung betreten, ist: „Mutter, weißt du schon, es gibt Krieg!“

Seine Frau sitzt am Fenster im Lehnstuhl. Sie hat sich den Schemel unter die Füße geschoben und strickt. „Krieg?“ wiederholt sie langsam, indes sie mit großen Augen zu ihrem Manne aufschaut, und hastig setzt sie hinzu: „Dann muß ja auch Karl mit!“

Sie läßt den Strumpf in den Schoß sinken, so daß eine der Nadeln klirrend zur Erde fällt. Ihre Hände zittern.

Ihr Mann legt unterdes seinen Packen auf den Tisch. „Sie sagen's alle auf der Straße, es muß wohl wahr sein, und Karl muß dann ja mit!“

Die beiden Alten sitzen am Fenster sich schweigend gegenüber. Die Abendsonne fällt herein. Doch heute achten sie nicht auf ihr goldenes Leuchten. Ihre Gedanken weilen bei ihrem Sohne, ihrem einzigen Sohne. Sie sehen ihn im bunten Rock marschieren, weit, weit, im fremden Lande, und die Kugeln sausen und pfeifen, und rotes Blut tränkt den Boden.

Da wird die Tür aufgerissen. Karl ist's, ein junger, kräftiger Mann von einigen zwanzig Jahren. Er kommt in seinem Tischlerkittel. Im Sturmschritt ist er die Treppe heraufgestürzt. Sein Herz klopt, und sein Gesicht ist rot.

„Mutter, Vater, habt ihr gehört?“

Beide nicken leise.

„Und du mußt mit, Karl?“ fragt die Mutter voll Sorge.

„Ja, Mutter, da hilft wohl nichts.“

Eine Träne rollt der alten Frau über die Backen.

„Wein doch nicht, Mutting, ich komme ja wieder, alle Kugeln treffen doch nicht.“

Er nimmt ihr Gesicht zwischen die Hände und schaut sie zärtlich an, und die Mutter muß über ihren großen Jungen lächeln.

Am Abend sitzen alle drei im Zimmer um die brennende Lampe. Sonst ist's gemütlich. Aber heute sind alle einsilbig, und früh schon gehen sie schlafen.

Aber die Mutter kann nicht einschlafen. Sie liegt mit offenen Augen in den Kissen. Sie muß soviel denken. Warum ist denn eigentlich Krieg? Warum muß sie ihren Sohn, den sie unter bitteren Schmerzen geboren hat, für den

sie gesorgt und gewacht hat so manche stille Nacht, warum muß sie ihn fortgeben, daß er erschossen wird? Gar oft haben sie beide gedurft um ihres Sohnes willen; sie haben gehofft, er werde einst, wenn er erwachsen, für sie, die dann alt und schwach sind, sorgen und ihnen eine Stütze sein. Was soll nun werden, wenn er in der Schlacht fällt? Und sie sieht ihn jetzt schon auf dem Schlachtfeld im Blute liegen, die Kugel im Herzen, und seine lieben Augen schauen starr und schrecklich in die Ferne. . . Träne auf Träne rinnt aus ihren Augen.

Am nächsten Morgen schreien es die Kinder auf der Gasse: Krieg! Krieg! Von den Mauerwänden leuchten rote Anschläge. Die Menschen drängen sich herum und lesen, was drin steht: Der Krieg ist erklärt! Die Mobilmachung beginnt! Manche freuen sich. Aber die meisten sind bellommen. Was wird der Krieg bringen? Wird er lange dauern? Er kann nur Not und Sorge über viele Menschen bringen. Gar manche Frau wird ihres Mannes, unzählige Kinder werden des Vaters beraubt werden. Die Geschäfte werden stocken. Wer wird die Ernte in die Scheune bringen? Fabriken werden geschlossen werden müssen. Ist denn wirklich der Krieg nicht abzuwenden gewesen, der so viel Unglück bringen wird? Ob die Menschen in Frankreich nicht das Gleiche dachten wie sie? Ja, wer wollte eigentlich den Krieg?

Kurz vor Mittag kommt Karl nach Hause. Wie alle hat auch er die Mobilmachungsbordere gelesen. Heute Nachmittag muß er sich mit seinem Militärpaß auf dem Kasernenhof einfinden, und morgen, in der Frühe schon, wird die Bahn ihn und seine Kameraden an die Grenze führen. Die letzte Nacht in der Heimat wird er in der Kaserne zubringen. Die Mutter hängt an seinem Halse. Sie will ihn nicht lassen. „Karl, mein Einziger!“ Er tröstet sie mit sanften Worten und lächelt. Aber auch ihm ist gar nicht so fröhlich zumute. Stumm packt er seine Sachen zusammen, die er nötig hat, und dann heißt's Abschied nehmen. Er küßt die Mutter. Aber die klammert sich mit zitternden Händen an ihn. Nur mit Mühe kann er ihre Finger von seiner Schulter lösen. Dann drückt er dem Vater die Hand. Ach, ihm ist sein Herz so schwer. Wer weiß, ob er seine Eltern je wieder sieht? Wie mag es ihnen ergehen, wenn er umkommt? Noch einmal umfängt er die Mutter; leise schließt er dann die Tür hinter sich. Er sieht nicht mehr, wie die Mutter vor Qual zusammensinkt.

Am folgenden Morgen herrscht auf dem Bahnhof ein reges Leben. In dem Eisenbahnzug, dem man noch einige Wagen angehängt hat, sitzen die Soldaten. Auf dem Bahnsteig stehen dichtgedrängt die Verwandten und Freunde. Hier Vater und Mutter, dort die Frau mit ihren Kindern, das jüngste auf dem Arme. Alle sind ernst und bedrückt; viele schluchzen. Nur bei den Soldaten ist's laut und lustig. Sie schreien und lachen. Aber mit ihrem Lärmen suchen sie nur ihre eigene Behmut, ihren Abschiedsschmerz zu betäuben. Ein Pfiff, und der Zug setzt sich in Bewegung. Für einen Augenblick herrscht tiefe Stille. Dann setzt das Weinen und Lärmen wieder ein. An den Fenstern drängen sich die Gesichter der Soldaten, Jünglinge mit hellen Augen und ernste Männer. Mancher hat eine Träne im Auge, die meisten sind blaß. Noch einmal schauen sie zu ihren Lieben zurück, ein letzter Gruß flattert hinüber; dann ist nichts mehr von ihnen zu sehen. Eintönig rollen die Räder über die Schienen. . . .

Langsam schleicht ein Tag nach dem anderen dahin. Schweigend gehen der alte Martins und seine Frau in ihrer Wohnung umher. Still verrichten sie ihre Arbeit, kein lautes Wort fällt. Alle ihre Gedanken sind bei ihrem Sohne, der weit fort ist. Ob er noch lebt? Des Nachts weint die Mutter in die Kissen. Ihr Mann tröstet sie; aber seine Worte versagen nichts. Die Zeitungen melden von den ersten Kämpfen. „200 Tote, 1000 Verwundete,“ steht großgedruckt auf der ersten Seite; Blut, Blut in jeder Zeile, Nachrichten von erbitterten Kämpfen um Bauerngehöfte, um Weinberge, um jeden Fußbreit Landes. Da kommt ein Brief von ihrem Karl. Er lebt! Die beiden Menschen atmen auf. Hastig öffnen sie, und dann schauen zwei Augenpaare verlangend hinein. Zeile um Zeile lesen sie, was Karl schreibt. Er erzählt von der Reise durch Deutschland. Überall siehe das Korn in goldener Pracht und harre der Schnitter, und die Dörfer und Städte lägen so ruhig, als wäre nichts geschehen. Nach endloser Fahrt seien sie an die Grenze gekommen; der Ort, wo er diesen Brief schreibe, sei schon französischer Boden. Noch habe er keine Schlacht mitgemacht. Alle Augenblicke führen Wagen mit Verwundeten vorbei, denen ein Arm oder ein Bein abgerissen sei, die laut stöhnten und ächzten. Und Pulverdampf läge in der Luft. Bald müßte auch sein Regiment mit dran. Morgen vielleicht schon. „Aber fürchtet nichts, liebe Eltern, ich komme schon

glücklich durch," so schließt der Brief. — Und eine leise fröhliche Hoffnung erwacht wieder in den Herzen der beiden alten Leute. . .

Und fern im fremden Lande liegt ihr Karl im Lager. Nacht ist's. Die Gewehre sind zusammengestellt. Alle schlafen. Aber ihr Schlaf ist unruhig. Zu vieles Gräßliche haben sie erlebt, gestern und heute. Und wie wird's morgen werden? Sie werfen sich von der einen zur anderen Seite; aber die trüben Gedanken wollen nicht weichen. Endlich wird's fern im Osten etwas heller. Der Morgen kommt. Da schmettern auch schon die Signale und wecken die Schlafenden. Erschreckt fahren sie auf; schlaftrunken reiben sie sich die Augen und recken und strecken sie die Glieder, die von dem Liegen auf dem feuchten Erdboden in der kühlen Nachtluft steif geworden sind. Und kaum blüht der erste Sonnenstrahl über den Himmel, so setzen sich die Regimenter in Bewegung. Quer über sumpfige Wiesen geht's, über Kornfelder hinüber, daß die dicken Ähren zerstampft am Boden liegen. Stumpfsinnig marschieren die Soldaten, bleich, unsicher, heiser die Kehle und dumpf der Kopf, nur mit dem einen Gedanken beschäftigt: Was wird der Tag uns bringen? Schon prasseln in der Ferne die Granaten. Immer rascher geht's vorwärts, und jetzt sind sie mitten drin im Wirbel der Schlacht. Von allen Seiten blüht und donnert es. Ein ohrenbetäubender Lärm erfüllt die Luft. Kugeln pfeifen und reißen hier und dort einen fort. „Kamerad, hilf!“ Aber niemand hilft. Erbarmungslos geht's über die Gefallenen hinweg. „Niederlegen!“ schallt das Kommando, und alle legen sich nieder und drücken den Kolben an die Wacke und schießen, schießen auf Menschen, die sie nie gesehen, die ihnen nie ein Leids getan. Und immer mehr sinken zurück, laut aufschreiend, und stürzen auf den Weg, in die Sumpflöcher, zu einsamem, quälendem Sterben. Granaten plagen und schütten einen Regen von Eisensplittern herab. Der Boden tränkt sich mit Blut. Immer neue Massen werden ins Verderben geschickt. Wie wilde Tiere wüten die Menschen. Hoch auf türmen sich die Hügel von Toten und Vermundeten; blutbespritzte Pferdeleichen und von Kugeln zersehnte Arme und Füße ragen daraus hervor. Hier stöhnt einer und schreit nach Wasser; dort flucht einer denen, die seine blühende Jugend dahinnorden ließen. Erst am Abend ruht die Schlacht. Aber zerstampften Feldern, zerschossenen Dörfern, über all dem Grausen und Entsetzen sinkt die Nacht. . .

Fern in der Heimat, auf deutschem wie auf französischem Boden, zittern Millionen um ihre Lieben.

Und eines Tags steht's in dicken Lettern am Kopfe der Zeitung: Schlacht bei Sedan! In der Stadt ziehen die Leute durch die Straßen. Und die Kinder jubeln. Ach, sie wissen ja noch nicht, was es hebetet, das Wort Schlacht.

Tags darauf kommt genauere Kunde. Tausende von Toten auf deutscher und auf französischer Seite, und Ungezählte, die auf den Tod wund im Lazarett liegen, die zum Krüppel geschossen, die zu langem Siechtum verdammt sind.

Der alte Martins und seine Frau sind in banger Sorge. Ist ihr Karl unter den Toten? Noch wissen sie's nicht. Aber kein Brief kommt, um ihnen zu sagen, daß ihre Sorge wieder einmal unnötig war, und daß ihr Sohn lebt.

Aber da kommt doch einer. Langsamer als sonst steigt der Postbote die Treppen hinauf. Er kennt die Beiden und weiß, worauf sie warten. Er hat gar manches Mal mit ihnen über ihren Sohn geplaudert. Aber heute mag er nicht anklopfen. Der Brief, den er in der Hand hält, trägt einen amtlichen Vermerk. Er kann sich denken, was er zu melden hat. Zaghast klopf er. Die Tür geht auf. Die Mutter steht auf der Schwelle. Vielleicht hat sie auf den Postboten schon gewartet, ihn von oben gesehen. Er reicht ihr den Brief mit stummer Handbewegung. Ein Blick nur, und sie wird bleich und muß sich an der Wand festhalten. Ihr Mann kommt hinzu. Er öffnet den Brief und liest. Da steht das Traurige drin, knapp und nüchtern, daß ihr Sohn bei Sedan sein junges Leben hat lassen müssen. . .

Tage sind vergangen.

In schwarzen Kleidern gehen auf der Straße ein Mann und eine Frau. Die Frau hängt im Arme ihres Mannes. In ihrem Gesicht sind die Spuren tiefen Schmerzes zu sehen; ihre Augen blicken trübe in die Welt hinein. Ihre Hände zittern. Ehrfurchtsvoll weichen die Vorübergehenden ihnen aus.

„Sie haben gewiß ihren Sohn im Kriege verloren,“ meinen sie.

Der Mann deutet mit der Hand nach dem Flusse, dessen Wasser im Abendsonnenglanz goldig schimmern. „Mutter, sieh, wie die Sonne so schön scheint!“ Aber sie schaut nicht hin. Sie schüttelt den Kopf und schluchzt nur:

„Warum mußte Karl uns genommen werden, warum gibt es Krieg?“ . . .

Ja, warum?

Holland.

Im Luftballon zum Nordpol.*

Im Jahre 1895 entwarf Andrée den Plan zu einer Luftreise, die sich nicht auf die Ostsee beschränken sollte. Das ganze nördliche Eismeer von Spitzbergen bis zur Beringstraße, eine 3700 Kilometer lange Strecke, wollte er durchqueren und, wenn möglich, gerade über den Nordpol fliegen! Es war der kühnste Plan, den je ein Forschungsreisender ersann. Und Andrée hatte so lange und so gründlich darüber nachgedacht, daß er ganz genau berechnet hatte, wieviel jede Schraube und jede Leine seines Luftschiffes wiegen dürfe.

Der Ballon sollte aus dreifachem chinesischem Seidenzeug bestehen und auf der Innenseite wie auf der Außenseite gefirnisset werden, um von seinen 4500 Kubikmetern Wasserstoffgas möglichst wenig zu verlieren. Sein Durchmesser sollte zwanzig Meter betragen, und oben sollte er eine Haube erhalten, die den Schnee verhinderte, im Neze haften zu bleiben.

Lange Schlepptäue sollten den Ballon beständig in gleicher Höhe erhalten. Sie sollten aus Kokosfasern hergestellt werden, um auf dem Wasser schwimmen zu können, und mußten voraussichtlich über das Eis viel leichter hingleiten als über Land, wo sie oft an Bäumen und anderen Gegenständen hängen bleiben und dadurch den Ballon manchem gefährlichen Aussetzen konnten. Wenn das halbe Schlepptau auf der Erde liegt und nur die andere Hälfte in der Luft schwebt, so zieht nur diese letztere Hälfte durch ihr Gewicht den Ballon nach unten. Sinkt dieser, so wird der auf der Erde ruhende Teil des Taus immer größer, der Ballon wird dadurch erleichtert und steigt wieder. Die Schlepptäue aber verhindern wieder sein allzu hohes Aufsteigen, denn je länger der in der Luft hängende Teil wird, desto stärker zieht er den Ballon wieder abwärts. Infolgedessen wird der Ballon, so berechnet Andrée, stets in gleicher Höhe über dem Erdboden bleiben.

Die Schlepptäue haben noch einen anderen Zweck. Durch ihre Reibung an der Oberfläche

des Meeres oder auf dem Eise hemmen sie die Geschwindigkeit. Der Wind weht infolgedessen schneller als der Ballon fliegt, der nicht völlig frei schwebt, sondern sozusagen noch einen Fuß auf der Erde hat. Durch Aufziehen eines Segels an der einen oder anderen Seite kann man dann den Ballon einigermaßen steuern und ihn rechts oder links von der herrschenden Windrichtung abshwenken lassen.

Die Gondel des Andréeschen Ballons bestand aus Weidengeflecht und war rund, geräumig, fest und leicht und mit einem Dach versehen, auf dem die Luftschiffer wie auf einem Ballon, den ein Geländer umgibt, stehen und ihre Beobachtungen machen konnten. Durch eine Luke ließ man sich in die Gondel hinab, in der zwei Männer ausgebreitet liegen konnten. An der Unterseite des Gondeldaches entlang zogen sich kleine Bücherregale aus Korbgewebe, und zwei Fenster gestatteten die Aussicht ins Freie. Die Wände hatten eine Menge Taschen und Öfen zum Unterbringen aller möglichen Dinge. Mit sechs dicken Tauen war die Gondel am Tragring befestigt. Acht siebenzig Meter lange Ballastkleinen hingen herab, um den Stoß abzuschwächen, wenn der Wind das Luftschiff plötzlich heftig auf den Erdboden herabbrücken sollte; sie ließen sich auch kappen, sobald der Ballon so viel Gas verlor, daß er sich mit seiner Belastung nicht mehr in der Luft halten konnte. Alle diese Schlepptäue und Ballastkleinen wogen ungefähr tausend Kilogramm.

Andrées Ballon sollte dreißig Tage schweben können. Aber wenn nun Windstille eintrat oder man über das den Pol umgebende Packeis wieder zurückgetrieben wurde? Auch mit dieser Möglichkeit hatte Andrée gerechnet und war darauf vorbereitet, den Ballon irgendwo zurückzulassen und den Rückzug auf dem Eise anzutreten. Dazu sollten Schlitten und Schneeschuhe, ein Zelt, ein Segeltuchboot und drei Flinten mit Munition mitgeführt werden, außerdem Proviant auf hundert Tage, der oberhalb des Tragrings in Säcken und Taschen zu verstauen war.

Wie wollte man sich aber oben in der kalten Luft etwas Warmes kochen? Dazu wurde ein besonderer Kochapparat angefertigt, der der Feuergefahr halber tief unter dem Ballon an einer Leine hängen sollte. Man brauchte nur eine Konservendose mit Suppe oder Fleisch oder einem Gericht Fisch in den Kochtopf zu tun, die Spirituslampe zu füllen und den ganzen Apparat unter die Gondel hinabzu-

* Aus Sven Hedin, Von Pol zu Pol (Neue Folge). F. A. Brockhaus, Leipzig 1912. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. 296 Seiten. 8^o. Gebunden 3 Mk. „Vom Nordpol zum Äquator“ führt uns Sven Hedin in diesem Buche. Klar und anschaulich schildert er Länder und Städte, Menschen und Tiere und ihre Schicksale. Packende Bilder gibt er aus den Kämpfen, die um die Erforschung und Erschließung unbekannter Gebiete am Nordpol und in Afrika geführt wurden.

lassen; zog man an einer bestimmten Schnur, dann entzündete sich drunten eine Flamme, die man mit Hilfe eines Schlauches wieder auslöscht, wenn das Essen genug gelocht hatte und man den Apparat wieder hinaufzog.

Um Nachrichten über den Verlauf der Reise zu geben, sollten dreizehn Korbbogen mitgenommen werden, die mit Kupferdraht übersponnen waren und eine Metallhülse für Briefe enthielten. Die Bogen waren nummeriert. Die größte sollte ausgeworfen werden, wenn man am Nordpol angekommen sein würde! Außerdem gedachte Andrée schriftliche Mitteilungen geradewegs durch die Luft zu schicken. Dazu kaufte er etwa fünfzig Brieftauben bester Rasse, die frühzeitig nach der nördlichsten Leuchtturmstation am Nordkap gebracht wurden. Damit sie sich mit dem Aussehen der Küste vertraut machten, brachte man sie zuerst auf einen hohen Berg mit freier Aussicht nach allen Seiten. Dann nahmen Segelboote sie mit aufs Meer hinaus, wo man sie fliegen ließ. Einige flogen sofort nach dem Taubenschlag der Station zurück, andere schlugen die Richtung nach dem Süden ein, und zwei holte sich ein Habicht. Während der Reise sollten die Tauben in leichten Korbbauern wohnen, wo kleine Aluminiumgefäße Wasser und kleine Körbchen Gerste, Erbsen und Rübsamen enthielten. Als man dann von Spitzbergen aus drei dieser Tauben fliegen ließ, stiegen sie senkrecht hoch in die Luft empor, blieben dort einige Minuten lang ganz unbeweglich, um sich zu orientieren, und schossen dann wie gehopft pfeilschnell nach Süden davon. Nur eine dieser Versuchstauben wurde bei Osoten an der norwegischen Küste aufgefangen. Aber sie war eine Schwindlerin; sie hatte sich auf ein nach Norwegen fahrendes Dampfschiff hinabgelassen und erst, als sie die Küste sah, sich wieder aufgeschwungen, um dann allein nach Osoten zu segeln.

Der Brief, den eine solche Taube trägt, muß federleicht sein, damit er sie nicht beim Fliegen hindert. Er wird auf Seidenpapier geschrieben, aufgerollt und in eine wasserdichte Papierhülse geschoben, die man mit Wachs verklebt und unter der mittelsten Schwanzfeder der Taube befestigt.

So hatte Andrée alles mit großem Scharfsinn ausgedacht. Ein ganzes Buch war allein über die Ausrüstung dieser Reise geschrieben worden. Anfang Juli, wenn die Sonne Tag und Nacht am Himmel steht, wollte Andrée mit zwei Begleitern von der Däneninsel an der Nordküste von Spitzbergen aus den Auf-

stieg wagen. Man konnte in dieser Jahreszeit stets photographische Aufnahmen machen, falls man über unbekannte Inseln hinsegelte. Auch mußte der beständige Sonnenschein das Gas des Ballons in gleichmäßiger Temperatur halten und die Tragkraft daher, solange der Ballon schwebte, unverändert bleiben.

Andrée war von dem Gelingen seines Planes fest überzeugt. Im besten Falle müsse alles wie von selbst gehen! Auf einer seiner Ballonfahrten hatte er die 400 Kilometer lange Strecke von Gothenburg nach Golland in drei Stunden zurückgelegt! Solch ein Wind konnte ihn in nur neun Stunden zum Nordpol tragen und auch bei mäßigem Winde mußte er den Pol in spätestens zwei Tagen erreichen! Hatte er auf Spitzbergen guten südlichen Wind und lief unterwegs alles glücklich ab, so konnte er, das war seine feste Überzeugung, schon nach acht Tagen an der Beringstraße oder irgend einem anderen Punkte der asiatischen oder amerikanischen Nordküste eintreffen!

Aber „der Wind bläset, wo er will; und du hörst sein Säusen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt“. Das einzig Gewisse ist die Tatsache, daß es am Nordpol selbst immer nur aus Süden weht! Denn am Pol laufen die Meridiane in einen einzigen Punkt zusammen, und steht du am Pol, so schaust du, wohin du dich auch wendest, immer nach Süden!

Vor dem Aufstieg.

Als der Plan der Ballonreise Andrées die Runde um die Welt machte, schossen natürlich allenthalben Unglückspropheten wie die Pilze hervor. Im Ausland tabelte man ihn mit scharfen Worten und nannte ihn dummdreist oder verrückt. Andrée könne sich doch wohl denken, daß die Seevögel droben im Norden die Ballonhülle zerhacken würden, daß die Insassen der Gondel, wenn sie über Land hintrieben, von Eingeborenen mit Pfeilen erschossen würden, und daß sie, falls sie je den Pol erreichten, dort tosfrieren müßten! Schnee und Eis würden die gewaltige Ballonkuppel durch ihr Gewicht niederdrücken, die Schlepptaue sich zwischen den Eisblöcken einteilen, ansrieren und den Ballon festhalten, so daß er nicht mehr vom Flecke käme.

Nur in Schweden erregte der Plan zuerst Staunen, dann Bewunderung und schließlich Begeisterung! Aber woher sollte das Geld kommen? 130000 Kronen waren dazu erforderlich. Alfred Nobel erbot sich, die Hälfte der

Kosten zu decken. König Oskar, der alles, was Entdeckungsfahrt hieß, mit freigebiger Hand unterstützte, übernahm den vierten Teil der Kosten, und der Rest wurde von anderen gezeichnet.

Als alles in Ordnung war, reiste Andrée nach Spitzbergen. Auf der Däneninsel wurde ein gewaltiger Schuppen gebaut zum Schutze des Ballons vor dem Wetter während der Füllung. Ende Juli 1896 stand der Ballon gefüllt da, und nun wartete man nur noch — auf den Südwind.

Doch unaufhörlich wehte es aus Norden oder Westen. Wochen vergingen. Nebel und Schneeregen verschlechterten die Aussichten. Vergebliches Warten — der günstige Wind kam nicht.

Im Norden der Däneninsel liegt die Amsterdamsinsel, die eine flache Landzunge, die Holländerspitze, nach Osten hinsendet. Hier ging am 14. August ein merkwürdiges Schiff vor Anker. Andrée und mehrere andere Schweden bestiegen ihre Dampfsarkasse und fuhren zu ihm hinaus. Es war die „Fram“, die sich erst vor wenigen Tagen aus ihrer dreijährigen Gefangenschaft im Polareis befreit hatte!

„Könnte ich Nansen sprechen?“ fragte Andrée, nachdem er Sverdrup und dessen Kameraden begrüßt hatte.

„Was, Nansen ist noch nicht heimgekommen?“ riefen die Norweger.

„Nein, aber warum ist er nicht auf der „Fram“?“

„Es ist beinahe anderthalb Jahre her, daß er uns verließ.“

Bestürzung und Betrübnis auf beiden Seiten. Sverdrup lehrte schleunigst nach Norwegen zurück, fest entschlossen, sich mit Kohlen und Proviant zu versehen, um nach Franz-Josephs-Land zu fahren und Nansen zu suchen. Als er den ersten Hafen einer kleinen norwegischen Küstenstadt erreicht hatte, ließ er sich mitten in der Nacht ans Land rudern und begab sich nach dem Telegraphenam. Dort klopfte er so heftig an die Tür, als gelte es das Leben. Der ganze Ort schlief. Schließlich schaute ein älterer Mann zum Fenster heraus und brüllte ihn an: „Was ist denn das für ein fürchterlicher Spektakel mitten in der Nacht?“

Sverdrup antwortete: „Machen Sie nur die Tür auf; ich bin Kapitän Sverdrup von der „Fram“.“

Überall wurden jetzt die Fenster hell, und der Telegraphenbeamte kam Hals über Kopf heruntergejagt.

„Ich habe von Andrée gehört,“ sagte Sverdrup betrübt, „daß noch keine Nachricht von Nansen da ist.“

„Oho,“ rief der Telegraphenbeamte, „Nansen? der ist ja am 13. August in Bardø angekommen! Jetzt ist er in Hammerfest.“

Sverdrup schnellte in die Höhe, machte auf dem Fleck kehrt und eilte fort, um seinen Kameraden die frohe Kunde zu bringen.

Unterdessen wartete Andrée noch immer vergeblich auf Südwind. Das Jahr war mittlerweile zu weit vorgeschritten, und so mußte er umkehren. Der Ballon wurde entleert, alles wieder eingepackt, und Andrée reiste nach Stockholm zurück.

Es läßt sich denken, wie niedergeschlagen er war. Nie hatte der Plan einer Polarreise größere und wärmere Teilnahme gefunden. Die ganze Welt wartete gespannt auf die Abfahrt und den Ausgang. Bei seiner Abreise hatte man ihn in Stockholm und Gothenburg wie einen Helden gefeiert, und nun kam er unverrichteter Sache wieder zurück! Viele spotteten, aber die meisten bewunderten doch seine Selbstbeherrschung. Die zu einem neuen Versuch erforderlichen Summen wurden sofort gezeichnet, und zwar nur von Schweden. Mitte Mai nächsten Jahres wollte sich Andrée wieder zur Däneninsel begeben.

Am 10. Mai 1897 kam ich aus Asien zurück. Am 13. gab Andrée mir zu Ehren ein Diner. Wir waren nur sechs Personen bei Tisch, und ich sah ihn bei dieser Gelegenheit zum erstenmal. Im Verlauf des Essens hieß er mich mit einer Rede willkommen, deren ich mich noch voller Rührung erinnere. Wie verschieden doch das Leben vor uns beiden liege, führte er aus. Ich hätte meine große Reise hinter mir und sei zu ruhiger Arbeit heimgekehrt, er habe sie noch vor sich und wolle sich eben jetzt in die große Einsamkeit hinausbegeben zu einem ungewissen Ausgang. Ich merkte seinen Worten eine Behmut an, die er vergeblich zu verbergen suchte. In meiner Antwort beglückwünschte ich ihn als den Urheber eines so glänzenden Planes und sprach meine Überzeugung aus, daß wir uns dereinst unter glücklicheren Verhältnissen wieder treffen würden!

Die Gesellschaft war früh zu Ende. Andrée hatte noch viel zu tun; zwei Tage später sollte er Stockholm auf immer verlassen.

Diesmal ging die Abreise in aller Stille vor sich. Man hatte ihn genug gehezt, und es war vorauszusehen, daß er diesmal auch bei nicht ganz günstigem Winde aufsteigen werde. Nur

wenige Freunde sagten ihm auf dem Zentralbahnhof Lebwohl. Ich drückte ihm warm die Hand — zum letztenmal! Dann rollte der Zug fort in den hellen Abend hinein.

Im Juni herrschte wieder das alte geschäftige Treiben auf der Däneninsel. Anfang Juli war alles zur Abfahrt bereit. Man wartete wieder um nur noch auf den Südwind. Während eines heftigen Sturmes wirbelte der Ballon so wild in seinem Schuppen umher, daß er sich an den Wänden zu zerfchlagen und gar wegzustiegen drohte. — Täglich schrieb André einige Zeilen in sein Tagebuch. Mit dem 8. Juli 1897 endete es — auf immer. (Schluß folgt.)

o o o

Mutter Krickente und ihre Reise über Land.

(Schluß.)

Fort flog der Habicht und ihm nach der Königsvogel, der eine groß, schwerfällig und feig, der andere klein, schnell und furchtlos wie ein Feld, weiter und immer weiter, fort aus dem Gesichtskreis, wobei der Verfolger mit jedem Flügelschlag näherkam, bis sich sein Schrei in der Ferne verlor.

War der Kummer der Mutter Ente auch nicht so tief wie der einer menschlichen Mutter, so war er doch sehr wirklich. Aber sie hatte jetzt die neun zu behüten und brauchte dafür jeden Gedanken. So schnell wie möglich führte sie die Jungen in das Gebüsch, und nun konnten sie ein Weilchen freier atmen.

Von jetzt an ließ sie nur noch unter Deckung weiter wandern. Eine reichliche Stunde verging, unterbrochen von häufigen Aufregungen infolge neuer drohender oder eingebildeter Gefahren und von häufigem Rasten; dann war der Teich ganz nahe, und es war auch hohe Zeit, denn die Entlein waren halbtot vor Erschöpfung und ihre Füßchen zerträgt und blutig. Eine Weile holten sie Atem unter dem Schatten des letzten hohen Busches, ehe sie in geschlossener Masse den nächsten ungedeckten Platz kreuzten, ein unebenes, mit Pappeln bestandenes Gelände.

Und sie erfuhren niemals, daß der Tod auch noch in anderer Form auf ihrem Wege gelauert hatte. Ein Fuchs stieß auf die Fährte der wandernden Entenschar; seine scharfe Nase sagte ihm sofort, daß hier ein feiner Schmaus seiner harre, und er brauchte weiter nichts zu tun, als der Spur zu folgen und zuzulangen. So schlich er lautlos und eilig hinter der unverkennbaren Fährte her. Im gewöhnlichen Lauf der

Dinge würde er sie alle samt der Mutter bald gehabt haben, aber der gewöhnliche Lauf der Dinge kann auch für einen Fuchs einmal schiefgehen. Er war jetzt so nahe, daß er die kleinen Wanderer zählen konnte, wenn er zählen gelernt hatte, als ihm der Wind etwas zutrug, was ihn Halt machen, sich ducken und dann, nachdem er durch eine zweite Witterung seiner Sache noch sicherer geworden war, sich seitwärts in die Büsche schleichen und unter Deckung so schnell als möglich davonlaufen ließ. Damit war die greisbarste Gefahr, der sicherste Tod, der sie bedrohen konnte, durch eine unbemerkte Nacht beschworen worden, und nicht einmal die wachsame Mutter Ente hatte auch nur die geringste Ahnung davon.

Die Kleinen watschelten nun hinter der Mutter her, die sie möglichst schnell über die Lichtung führen wollte. Zu ihrer großen Freude war ein langer Arm des Teiches ganz nahe, gleich dort hinter dem baumlosen Stück. Sie eilte gerade darauf zu und rief erfreut: „Kommt, meine Lieben!“

Aber, o weh! Das baumlose Stück war etwas, das die Menschen einen Weg nennen, und darauf tiefe Wagen Spuren. Auf jeder Seite waren zwei tiefausgefahrene steile Schluchten oder Kannonn, von den Menschen auch „Radbrecher“ genannt, und in das erste Kannon fielen vier von der Brut. Fünf trabbelten drüber weg, aber nur, um in die noch tiefere und breitere Spur daneben zu geraten, und hier waren die fünf gefangen.

O Himmel, das war schrecklich! Die Kleinen waren jetzt zu schwach, um den steilen Abhang hinaufzuklimmen, nach beiden Seiten schienen die tiefen Spuren kein Ende zu nehmen, und die Mutter wußte nicht, wie sie ihnen helfen sollte. Mutter und Kinder waren in Verzweiflung, und während sie hin und her lief, die Kleinen ermunterte und antrieb, ihre ganze Kraft aufzubringen, da kam auf einmal herbei, was sie am allermeisten fürchtete, der Todfeind der Enten, ein großer langer Mann.

Mutter Grünschwinge stürzte sich ihm zu Füßen und fiel wie tot auf das Gras nieder; nicht etwa, um seine Gnade anzuflehen, o bewahre! Sie wollte nur den Mann trüglisch zu dem Glauben bringen, daß sie verwundet sei, damit er ihr folge und sie ihn so von ihren Jungen wegführen könne.

Aber dieser Mann kannte den Kniff und ließ sich nicht täuschen. Statt der Alten zu folgen, sah er sich um und fand die neun Kleinen helläugigen Daumenträger tief unten

in den Naderinnen sitzen, wo sie sich vergebens zu verstecken suchten.

Er bückte sich und tat sie allesamt in seinen Hut. Arme kleine Dinger, wie sie piepten! Arme kleine Mutter, wie sie voll Bitterkeit in Todesangst um ihre Brut aufschrie! Jetzt wußte sie, daß alle vor ihren Augen vernichtet werden sollten, und von Kummer überwältigt, schlug sie vor dem schrecklichen Riesen ihre Brust auf den Boden.

Dann ging das herzlose Ungeheuer zum Rande des Teiches, zweifellos um mit einem Trunke die Entlein besser seine mörderische Kehle hinabzuspülen. Er beugte sich nieder, und einen Augenblick später plätscherten die Kleinen frei im Wasser. Die Mutter schwebte eiligst auf der kristallinen Fläche dahin; sie rief ihre Kinder, und mühelos schwammen diese hinter ihr drein. Sie wußte ja nicht, daß dieser Mensch ihr wahrer Freund, daß er die unsichtbare Macht gewesen war, deren bloße Gegenwart genügte, den Fuchs fortzutreiben und sie aus ihrer größten Bedrängnis zu retten — sein Geschlecht ist zu lange der grimmigste Verfolger des Entengeschlechts gewesen —, und so fuhr sie fort, ihn und seinesgleichen bis ans Ende zu hassen.

Ihr Streben ging dahin, ihre Brut weit weg von dem riesigen Zweibein zu führen; sie nahm deshalb ihren Weg quer über den offenen Teich. Das war aber ein Fehler, denn dadurch setzte sie ihre Familie anderen, wahrhaftigen Feinden aus. Ein großer Sumpfhabicht erspähte sie und kam dahergeschwebt in der sicheren Erwartung, wenigstens eins in jeder Kralle zu ergattern.

„Schnell! In die Binsen!“ rief Mutter Grünschwinge; und eilig folgten sie dem Gebot, die Wasserfläche so rasch schlagend, als es ihre müden Beinchen nur erlaubten.

„Schnell! Schnell!“ rief die Mutter, aber schon war der Habicht ganz nahe; trotz aller ihrer Eile mußte er sie in der nächsten Sekunde erreichen. Zum Tauchen waren sie noch zu jung, und so schien kein Entrinnen mehr möglich. Aber da, gerade als er herabschoß, plätschte sie mit aller Kraft ins Wasser und spritzte, indem sie von ihren Füßchen und Flügeln ausgiebigen Gebrauch machte, alle Flüssigkeit auf den Habicht. Ganz verblüfft fuhr er in die Luft zurück, um sich trocken zu schütteln. Die heldenhafte Mutter aber trieb die Kleinen: „Vorwärts! Vorwärts!“ Vorwärts patzelten sie auch; doch wieder fuhr Habicht nieder, und wieder trieb ihn ein

Tropfenschauer zurück. Dreimal stieß er herunter, und dreimal durchhäßte sie ihn, bis alle ihre Daunlinge wohlbehalten in den Pfafen der Binsensträucher gelangt waren. Ergrimmt machte nun der Habicht einen Ausfall auf die Mutter, aber sie konnte tauchen, und mit einem letzten Spritzer „zum Abschied“ entging sie ihm mühelos.

Tief beim Binsengebüsch kam sie empor und gab ein gemütliches Quack Quack von sich. Sofort scharten sich die erschöpften neun Jungen um sie, und nun konnten sie in Frieden miteinander anrücken.

Aber damit noch nicht genug. Als sie eben daran gingen, sich an der Fülle des nahrungspendenden Insektenlebens zu weiden, vernahmen sie aus weiter Ferne ein schwaches Piep. Mutter Grünschwinge wiederholte ihr lockendes Qu—a—a—L. Und durch die Binsen würdevoll wie ein Alles daherrudernd kam der vermiste Sohn und Bruder, den der Habicht entführt hatte.

Seine Krallen hatten ihm glücklicherweise kein Leid getan; der unerfrockene Königswürger hatte den Räuber über dem Teich eingeholt. Beim ersten Schnabelhieb hatte der Habicht auftreischend seine Beute fahren lassen; das Entlein fiel unversehrt ins Wasser und entkam in die Binsen, wo es seine Mutter und seine Geschwister wiederfand. Von nun an lebten sie vereint und in Sicherheit auf dem großen Teiche, bis sie alle ausgewachsen und flügge waren und mit eigenen Schwingen sich hinauswagen konnten in die weite, weite Welt.

1000

Der musikalische Esel.

Von Robert Reinick.

Ein Knabe saß auf grünem Rasen,
Schnitt' eine Flöte sich von Rohr;
Die hielt er einem Esel vor
Und sprach: „Herr Esel, willst du blasen?“ —
Der Esel schien dazu nicht faul,
Er nahm die Flöte gleich ins Maul;
Doch statt zu blasen schöne Weisen,
Trieb er damit ein ander Spiel. —
Und was denn? — Nun, mit Stumpf und
Stiel
Tat er das Instrument verpeifen.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Maria Jettin (Hundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag J. F. W. Diez Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.